

Charles Lewinsky  
Sein Sohn

ROMAN

Diogenes

Copyright © 2022 Charles Lewinsky  
Covermotiv: Gemälde von Albert Anker,  
»Knabe mit seinen Schulsachen«, 1881,  
Ölfarben auf Leinwand

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur  
für die Jahre 2021–2024 unterstützt.

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2022  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
250/22/852/1  
ISBN 978 3 257 07210 5

»Steig hinter mir auf mein Pferd«,  
sagte der Herold. »Dann reiten wir  
zusammen zum Hof des Königs.«

*Altes Märchen*

Am zwölften Geburtstag wurde man in den Raum bestellt, vor dem sich jeder fürchtete, weil man ihn sonst nur für Bestrafungen betrat. Man zog dafür seine besten Hosen an, wenn man beste Hosen hatte. Säuberte sich die Hände mit Bimsstein. Dann stand man vor der Mutter Oberin, und sie teilte einem mit, welchen Beruf man im Leben haben würde. »Du bist jetzt kein Kind mehr«, sagte sie jedes Mal als Erstes. Man nannte dieses Datum im Waisenhaus den »Kein-Kind-mehr-Tag«.

»Du bist jetzt kein Kind mehr«, sagte sie zu Louis Chabos.

Vor einem zwölften Geburtstag schlossen die Freunde Wetten ab. Um einen Apfel oder um den Nachtschalm am Sonntag. »Ich bin sicher, du wirst dies« oder »Du wirst das«, sagten sie. Bei Louis hatte niemand gewettet. Dazu hätte man Freunde haben müssen.

Die Giuseppini und die anderen Großen und Starken wurden Maurer oder Holzarbeiter. Berufe für Männer, die Wein tranken und auf der Straße fremden Menschen vor die Füße spuckten. Wer geschickte Hände hatte, lernte mit Nadel und Faden umzugehen. Jacopo, der bei ihren Wettrennen immer Letzter geworden war, arbeitete jetzt in der Küche. Man nannte ihn »das Fass«, weil er es als Einziger

geschafft hatte, trotz der mageren Waisenhauskost dick zu werden.

»Über deine Zukunft habe ich mir besonders viele Gedanken gemacht«, sagte die Mutter Oberin. Sie sagte es jedes Mal. Sie wusste nicht, dass sich auch diese Gewohnheit im Waisenhaus herumgesprochen hatte.

»Danke«, sagte Louis. Es war seine Erfahrung, dass er damit nichts falsch machen konnte.

Ein Stimmchen wie ein Achtjähriger, dachte die Mutter Oberin. Ist er tatsächlich schon zwölf?

Aber die Papiere waren eindeutig. Chabos, Louis. Sechzehnter Dezember 1794.

Die Zeit geht zu schnell vorbei, dachte sie. War sich nicht sicher, ob sie das laut gesagt hatte. Räusperte sich deshalb.

Der Junge zuckte zusammen. Schreckhaft, dachte die Mutter Oberin. Ängstlich. Nur schon wie er dasteht. Als ob er sich vor der Welt wegducken wollte.

»Jeder Mensch«, sagte sie, »hat von Gott ein besonderes Talent für sein Leben mitbekommen. Auch du.«

»Danke«, sagte Louis.

»Der eine ist stark, der andere ist klug. Du bist ...« Am kleinen Chabos war ihr nie eine besondere Fähigkeit aufgefallen. Aber es wäre unchristlich gewesen, einen Jungen zu enttäuschen, den man auf seinen Lebensweg schickt. »Du bist so wunderbar bescheiden«, sagte sie.

»Danke«, sagte Louis.

»Bescheidenheit ist eine seltene Tugend. Und deshalb ...«

Bei allen anderen hatte sie rechtzeitig über einen Beruf nachgedacht. Hatte sich den Jungen mit einem Schmiede-

hammer in der Hand vorgestellt. Mit der Peitsche eines Fuhrmanns. Meistens hatte es nicht viel Überlegung gebraucht. Besondere Talente waren selten. Diesen Louis hatte sie übersehen. Man musste an zu vieles denken.

Ich werde alt, dachte sie. Schob den Gedanken weg.

Der kleine Chabos ...

Sie hatte damals nicht erwartet, dass er seinen ersten Geburtstag überleben würde. Diese Amme ... Wie hatte sie schon wieder geheißen? Diese Maria Magdalena ... Innocentia ... Blaue Milch, das hatte man ihr angesehen. Ungesund wie ihr Charakter. War dann von einem Tag auf den anderen verschwunden. Durchgegangen mit einem Sizilianer, der auf dem Jahrmarkt zu San Bartolomeo Tänze vorgeführt hatte. Tänze, mein Gott. Am Gedenktag für einen Apostel. Einen Märtyrer. An solchen Tagen hätte es gar keine Jahrmärkte geben dürfen, das war immer ihre Ansicht gewesen. Einfach davongelaufen. Aber der Junge wäre auch so schwächlich geblieben.

»Und deshalb ...«, sagte sie zum zweiten Mal.

Das Kostgeld für achtzehn Jahre zum Voraus bezahlt, stand in den Papieren. Von einem ungenannten Wohltäter.

Louis Chabos ... Ein französischer Name. Damals hatte noch niemand daran gedacht, dass die Franzosen eines Tages in Mailand ... Aus dem Waisenhaus ein Hospital für Soldaten gemacht. Aber die Institution selbst nicht angestastet, immerhin. Und es war ja eigentlich ganz nützlich, dass man jetzt mitten in der Stadt ...

Früher konnte ich mich besser konzentrieren, dachte sie.

Nimm dich zusammen, dachte sie. Der kleine Louis braucht einen Beruf.

»Und deshalb ...«, sagte die Mutter Oberin.

Wenn man einen Satz dreimal wiederholt, das hatte ihr einmal ein Prediger verraten, merken die Zuhörer nicht, dass man nur Zeit zum Überlegen gewinnen will.

Es lag nicht nur an ihr, wenn sie sich immer wieder ablenken ließ. Der Junge war daran schuld. Man vergaß ihn, noch während er vor einem stand. Machte sich kleiner, als er ohnehin war. Als ob er versuchte, unsichtbar zu werden.

Hinterher hätte sie nicht sagen können, warum ihr in diesem Moment der Marchese einfiel.

Der älteste Mann, den Louis Chabos je gesehen hatte. Die Haut wie brüchiges Leder. Die schütterten Haare gelblich verfärbt. Die Handrücken voll dunkelbrauner Flecken. Aber er stand mit geradem Rücken da. Wie ein Soldat. Als ob er einmal Soldat gewesen wäre.

»Wie alt bist du?«, fragte der Marchese.

»Zwölf Jahre«, sagte Louis Chabos.

»Sprich lauter!«, sagte der Marchese. »Alles andere ist unhöflich. Merk dir das. Noch einmal: Wie alt bist du?«

»Zwölf Jahre.«

»Herr Marchese«, sagte der Marchese. Er stieß die Spitze seines Gehstocks auf den Boden. Man merkte: Er war ungeduldig. Der Stock aus schwarzem Holz. Der Knauf aus Silber. Wie das Kreuz, das die Mutter Oberin um den Hals trug.

»Ich bin zwölf Jahre alt, Herr Marchese. Seit heute.«

»Du hast Geburtstag?«

»Ich bin jetzt kein Kind mehr.«

Der Marchese machte ein Geräusch, das vielleicht ein Lachen war. »Die Obernonne hat keine Zeit verloren«, sagte er. »Wenn ich einen Wunsch habe, erfüllt sie ihn mir. Sag mir warum!«

»Ich weiß es nicht, Herr Marchese.«



»Weißt du, was ein Testament ist?«

»Nein, Herr Marchese.«

»Wenn dich heute auf dem Heimweg ins Martinitt eine Kutsche überfährt, und du bist tot, wer bekommt dann deine Spielsachen?«

»Ich habe keine Spielsachen«, sagte Louis Chabos.

»Ich hatte früher ein ganzes Zimmer voll«, sagte der Marchese. »Ich hatte alles. Jetzt ist nur noch dieser Palazzo übrig. Nicht im besten Zustand. Ich habe ein Blatt Papier genommen und darauf geschrieben: ›Nach meinem Tod soll das Waisenhaus das Grundstück bekommen.‹ Das nennt man ein Testament. Man kann es jederzeit ändern. Darum erfüllt mir die Mutter Oberin jeden Wunsch. Hast du das verstanden?«

»Nicht ganz, Herr Marchese.«

»Du hast viel zu lernen. Vielleicht kann es unterhaltsam sein, es dir beizubringen.« Wenn der alte Mann nickte, sah er aus wie ein pickender Vogel. »Fangen wir am Anfang an: Was kannst du gut?«

»Nichts«, sagte Louis Chabos.

»Das ist schon mal nützlich«, sagte der Marchese. »Auf ein leeres Blatt lässt sich gut schreiben. Hol mir ein Buch!«

In dem großen Regal standen viele Bücher.

»Irgendeines.«

Um seinen Diensteifer zu zeigen, wählte Louis einen besonders großen Band.

»Dort. Auf den Tisch.«

Als er das Buch hinlegte, stieg Staub auf.

»Das ist schon einmal eine erste Arbeit für dich«, sagte der Marchese. »Jedes Buch einzeln sauber machen.« Er

schlug den Deckel des Bandes auf. Wies auf zwei Worte, die in großen Buchstaben gedruckt waren. »Kannst du das lesen?«

»*Imago Mundi*«, buchstabierte Louis.

»Was heißt das?«

»Ich weiß es nicht, Herr Marchese.«

»*Das Bild der Welt*. Landkarten von fremden Ländern. Weißt du, was der Globus ist?«

»Nein, Herr Marchese.«

»Es weiß es niemand. Sie meinen nur alle, sie wüssten es. Aber keiner sieht weiter als bis zum nächsten Kirchturm. Zum nächsten Berg. Man macht sich auf den Weg, und wenn man ankommt, ist da nur ein anderer Kirchturm. Ein anderer Berg.« Der Marchese hatte die Augen geschlossen. Als ob er zu sich selbst redete. »Irgendwann«, sagte er, »irgendwann ist man wieder dort, wo man losgegangen ist. In derselben Stadt. Im selben Palazzo. Im selben Zimmer. Man nimmt die Bücher aus dem Regal, die man schon immer aus dem Regal genommen hat, und es stehen immer noch dieselben Weisheiten darin. Nur schwerer sind die Bücher geworden. Weil man selbst schwächer geworden ist. Man schlägt sie auf und denkt: Früher war da nicht so viel Staub. Das ist das Einzige, das sich verändert. Der Globus ist nur ein Versprechen. Verstehst du, was ich dir sagen will?«

»Nein, Herr Marchese.«

»Das ist gut«, sagte der Marchese. »Ich verstehe es auch nicht.« Er öffnete die Augen und schlug den Deckel des Buches so heftig zu, dass es klang wie ein Schuss. »Weißt du, warum die Mutter Oberin dich zu mir geschickt hat?«

»Weil ich einen Beruf erlernen soll.«

»Die Mutter Oberin besucht mich alle paar Monate«, sagte der Marchese. »Um sicherzugehen, dass ich mein Testament nicht geändert habe. Beim letzten Mal haben wir darüber gesprochen, dass ich mir keine Dienstboten mehr leisten kann. Keinen Kutscher und keine Aufwärterin. Nur am Nachmittag kommt diese Frau und kocht etwas. Weißt du jetzt, welchen Beruf ich dir beibringen soll, Louis Chabos?«